

Erzählungen im Nebel.

Nachfolgende kleine Erzählungen, welche zuerst im rheinischen Taschenbuch 1831 erschienen, gründen sich auf wirkliche, theils in alten Chroniken, theils in mündlichen Ueberlieferungen bewahrte Sagen.

1.

Die Thee-Gesellschaft.

Wir hatten uns nun auf der prachtvollen Höhe des Rigi-Berges, nach einem der schönsten Sommertage, ganz vergebens gefreut, das stille Einschlummern der weiten Welt zu unsern Füßen zu beobachten. Es erschienen weder die vielen goldigflammenden Seen ringsum, die man unserer Einbildung vorläufig geschildert hatte, noch jene rothglühenden Gletscherspitzen hoch über der Nacht der Thäler. Ein scharfer, frostiger Windstrom, welcher selbst die winterhaftesten Vermummungen der Berggäste durchzog, und den ganzen Rigi zuletzt in dichte Wolken begrub, hatte alle Lustfahrer, wie uns, in die hölzernen Gasthöfe dieser Alpenwelt zurückgetrieben.

Während Tante Martha uns in ihrem Zimmer den Thee, mit jener feierlichen Wichtigkeit, bereitete, welche ein Geschäft

wichtiger Art nothwendig fordert, trat ihre Nichte Celestine aus der dicken, faltigen Winterhülle eines weiten Mantels schlank, wie ein Schneeglöckchen, hervor, das sich durch die Verschneieung des März's Bahn bricht. Sie achtete des Jammers nicht, welches wir Andern über die fehlgeschlagene Hoffnung gerechtermaßen anstimmten. Sie stand am kleinen Fenster und betrachtete durch die Scheiben die Spiele des gaukelnden Nebels, wie dieser bald Alles in graue Finsterniß verschlang; bald zerriß und aus seinem Schooße eine ungeheure schwarze Berggestalt hervorspringen ließ, um sie wieder nach wenigen Augenblicken zu verschleiern; bald sich in dichtere Massen zusammenrollte und sie an der Gütte, wie Riesen-geister, vorüberfahren ließ.

„Es ist doch schön!“ unterbrach sie, zufrieden mit jedem ihrer Schicksale, das Klagelied der Männer: „Es ist wunderschön, und mahnt mich an die grauenvollen Einsamkeiten des blinden, schottischen Varden. Wie kommt's auch, daß unser prachtvolles Alpenreich, daß die riesenhaften Umgebungen unserer Schweizerthäler noch keinen Homer, keinen Ossian hervorbrachten?“

„Sehr natürlich!“ erwiderte unser Professor der Weltgeschichte, Herr Gubert, indem er die goldene Tabakdose zwischen den Fingern sich mühlenartig drehen ließ: „Wir haben keine Riesenmenschen, wie wir Riesenberge haben. Hätten wir einen Achilles, oder Fingal, in unserer Vorwelt gekannt, würde sich wohl der Ossian und Homer eingefunden haben. Wir sind im Besitze einer prächtigen Bühne; aber die großen Schauspieler mangeln darauf. Was läßt sich am Ende aus einer bloßen Bühnenbeschreibung Besseres machen, als etwa ein Lehrgedicht von den Alpen, wie Haller schrieb?“

„Dazu gefellte sich unglücklicher Weise wohl noch ein anderer, kleiner Uebelstand,“ fiel Wunibald ein: „Die Schweiz ist durchaus an dichterischen Geistern von hohen Empfängnissen entblößt.“

Die Thaten eines Achilles zu singen, muß der Sänger selbst ein Achilles auf der Harfe sein. Natur und Schicksal machen den glücklichen Feldherrn und Streiter; aber die Heldenwerke des Halbgottes verrichtet der Genius des Dichters allein. Wohl rühmen auch wir uns unsterblicher Säger; aber sie stehen sonderbar genug, zu den riesigen, wilden Schöpfungen unserer Gebirgswelt, im vollen Gegensatz. Wie die Fantasie der Bewohner des flachen Landes gern Riesen träumt, weil bei ihnen Alles niedrig ist, und hingegen der Gebirgsmensch kleine, schalkhafte Zwerge, Rübezahle und Schrätteli, sieht, weil das Große ihm das Gewohnte ist: so dichtete Salomon Geßner, im Angesicht der ewigen Gletscher, seine Idyllen von einer kleinen Unschuldwelt in unübertroffener Lieblichkeit, und Gaudenz von Salis besang am Fuß des schroffen, von tausendjährigen Wettern zerrissenen, Calandafelsen, die stille Laube, den Bach und die darin, als Schiff des Kindes, schwimmende Nußschale."

"Und was sagen Sie dazu?" fragte die geschäftige Tante mich, indem sie mir zur Tasse Thee den Zucker bot: „Ich fürchte, Celestine hat mit ihrer Frage das Feuer einer Gelehrten-Fehde angeblasen."

"Sorgen Sie nicht!" gab ich zur Antwort: „Ich stimme nicht nur unsern Vornännern bei, sondern ergänze ihre Lösung der Aufgabe noch durch eine kleine Nachhilfe. Es fehlt nämlich unserer schönen Schweizergeschichte ganz und gar der historisch-religiöse Hintergrund des Alterthums, gleichsam das ungewisse Licht einer geschichtlichen Morgendämmerung der Sagen, Fabeln, Wunder und Mythen. Nicht daß sie von jeher mangelten; aber sie sind ausgestorben im Glauben, Ahen und Gesang unsers Volkes. Darum konnte sie kein Pisi stratide bei uns zu einer Ilias und Odyssee, kein Makpherson zu einem Fingal, kein Bischof Piligrim, oder wer sonst, zu einem Nibelungen-Sang vereinen."

Und ohne diesen romantischen Hintergrund allgemein geltender Ueberlieferungen im Volk, ohne diesen bestehenden Glauben an überirdische Mächte, die in der Urzeit handelten, läßt sich höchstens, mit Ariost und Tasso, ein Zaubermährchen aus dem Mittelalter, oder, mit Boß, eine Luise der heutigen Welt, schaffen."

"Sie haben Recht!" rief Wunibald: „Selbst das alte Friesenlied, welches noch Johannes Müller zu Ehren zog, wird nicht einmal mehr in den Thälern des Hasli gesungen. Und doch war es vielleicht der letzte Nachhall der Ursage vom Einzug der Rymern des Nordens in unser Gebirg. Mit ihm ist die Sage vom Suter, Svey und Hasi, den Häuptlingen der Einwanderer, verwandt. Wunderbar klingt damit auch die skandinavische Sage zusammen, welche unser Karl von Bonstetten aus Dänemark mitbrachte, vom Zug der tapfern Nordhelden gen Italien, wie sie unterwegs unsere helvetische Wisflisburg belagerten und verbrannten."

"Wir hätten," fiel mir der Professor ins Wort: „zu unserer Geschichte wohl des fabelhaften Hintergrundes zu einem Epos genug, wollte sich nur Jemand einmal Mühe geben, die Bruchstücke dazu aus halbverweseten Chroniken, oder aus Erzählungen zu sammeln, die man noch Abends beim Schimmer der Herdflamme in den Alpenhütten vernimmt. Da würden wir im Wunderlande der Schratten, Feen, weissagenden Träume, Heiligen, Helden, Ungeheuer und Günstlinge überirdischer Wesen wandern. Wie romantisch stellte uns, zum Beispiel, der letzte Propst von Embrach in seiner Chronik den Ursprung von Zürich und Aachen auf; oder die Sage und die Erbauung von Schaffhausen, von Solothurn dar, oder das Entstehen anderer Städte und Burgen, oder die Benennung von vielen Bergen, Thälern und Quellen!"

"O lieber Professor," rief Tante Martha: „ersetzen Sie uns doch die Stelle des romantischen Propstes von Embrach. Eine abenteuerliche Geschichte nimmt sich nirgends besser aus, als in

den Nebeln des Rigi. Erzählen Sie geschwind den Ursprung von Zürich!"

Cölestine rückte im Augenblick ihren Strohstuhl dicht zum Sitz des gelehrten Mannes, klopfte ihm schmeichelnd die Achsel, und sagte: „Bitte, bitte! Zürich ist mir lieb. Wenn Sie uns erzählen, will ich Ihnen dafür auch recht gut sein.“

„Für den Preis ließe sich eins wagen!“ versetzte der alte Herr! „obwohl ich eigentlich mit meinem Gedächtniß nicht auf dem besten Fuß stehe, und ich die Chronik des Heinrich Brennwald längst nicht mehr gesehen.“

„Um nicht geringern Preis wüß' ich auch eine höchst glaubwürdige, wundervolle Sage von Stierenbach im Waldnacher Thal zu berichten,“ sagte Wunibald.

„Und sollt' ich leer ausgehen?“ rief ich: „da ich doch die Geschichte von der schönen Alpenkönigin weiß?“

„Erzählen Sie nur; Alle der Reihe nach!“ sagte Cölestine ungeduldig: „Um den Preis werden wir hernach gewiß einig. Und sollt' ich zuletzt damit nicht ausreichen, hilft mir die Tante gütig nach.“

Professor Gubert sann eine Weile schweigend, indem er auf der Dose mit den Fingern trommelte, hustete und begann.

2.

Der Ursprung von Zürich und Aachen.

Mit der Pracht der neuen Kaiserkrone kam Karl der Große von Rom über das Alpengebirg in den weiten, wilden Arboner-Gau. Dieser umfaßte beinahe die ganze Morgenhälfte des alten helvetischen Landes, mit vielen unbekannten Bergen, Seen und nie durchwanderten Wäldern. Es war in den Wildnissen nicht ge-

Heuer. Die finstern Gehölze und Sümpfe verbargen graufiges Ungeziefer aller Art; Drachenschlangen und Lindwürmer nisteten noch in den Felsklüften des Gebirgs.

Der Kaiser jedoch gelangte wohlbehalten zum großen Waldsee, wo vor Alters ein Ort, genannt Thuricum, an einer schönen Stätte gelegen haben soll, an welcher der Limmatstrom noch jetzt seine blaßgrünen Wellen aus dem See hervorrollt. Zwar das Thuricum der Römer war längst verschwunden. Dichter Rasen und wucherndes Gebüsch bedeckten das Gestein gewesener Tempel und Paläste. Aber noch stand da, von roher Bauart, eine geringe Burg; und hin und wieder eine Gasthütte, Wallfahrer zu bewirthen, die zu den Gebeinen der Märtyrer St. Felix und Regula kamen; oder auch Rauffahrer, die, aus Belschland über den hohen Septimer her, mit Saumthieren und Waaren, längs dem Seeufer, nach dem Frankenreich zogen.

Hier beschloß Kaiser Karl von den Beschwerden der mühseligen Reise auszuruhen; die letzten Sprossen des Heidenthums zu vertilgen und Recht und Gericht zu pflegen im Arboner-Gau. Darum ließ er einen Pfeiler aufrichten an der heiligen Stätte, welche weiland von dem Blute der Märtyrer geröthet worden war; und an dem Pfeiler ließ er eine Glocke befestigen, die weit über den stillen See hinausschalle, und daran noch ein herabhängendes Seil binden, daß jedermann die Glocke anziehen könne. Auch ward im Gau verkündet: wer zur Mittagsstunde läuten werde, dem solle von kaiserlicher Majestät, nach gerechter Klage, Gerechtigkeit werden.

Eines Tages nun tönte die Säulenglocke, und der Kaiser sandte, zu sehen, wer den Strang zöge. Doch ward niemand erblickt. Andern Tages scholl die Glocke noch heller; aber die Boten des Kaisers sahen abermals keinen Menschen dabei. Also geschah auch am dritten Tage. Darum gebot der König und Herr seiner Knechten, sie sollten sich um die Mittagsstunde beim Platz der heiligen Blut-

zeugen verbergen, und den Thäter belauschen. Allein diese kehrten mit Zagen und Grausen zum Kaiser zurück und sprachen: „Es ist eine große goldgrüne Schlange zur Mittagsstunde gekommen, die sich unter dem Pfeiler aufgebäumt, den Strang mit ihrem glänzenden Leibe umwickelt und die Säulenglocke geläutet hat.“

„Gleichviel, wer Gerechtigkeit von uns begehrt, Mensch oder Thier!“ antwortete der König: „Wir sind dieselbe, ohne Unterschied, jedem unserer Unterthanen schuldig.“

Als bald erhob er sich vom Mittagsmahle, und begab sich, mit gesammtem Hofgesinde, ungesäumt zur heiligen Stätte. Da kroch eine große goldgrüne Schlange gegen ihn; streckte sich wundersam aus dem Grase hoch auf; verneigte sich dreimal, wie in tiefster Ehrerbietung vor kaiserlicher Hoheit, und kroch wieder davon, dem Ufer der Limmat zu. Als der Kaiser solches sah, und wie sie von Zeit zu Zeit das Haupt erhob, als wolle sie schauen, ob er ihr folge, ging er schnurstracks nach mit aller Begleitung.

Da sah er die Schlange vor einer Höhle von bemooßtem Gestein, zornig und zischend und züngelnd. In der Höhle aber saß fauchend, mit Feueraugen, eine ungeheure Kröte auf dem beschriebenen Stein eines niedergestürzten Heidenaltars. Unter dem Altar lagen silberhell leuchtend die Eier der Schlage. Nun verstand König Karl die Klage des nothleidenden Thiers und sprach: „Schlange oder nicht; jedem Geschöpfe gebührt sein Recht! Zerret das Unthier aus der Höhle, welches auf dem Heidenaltar wie auf einem Throne sitzt, und der Mutter die Jungen raubt. Zündet ein Feuer an und verbrennt das Unthier. Ich aber sag' euch, also will ich in diesen Gauen das verborgene Heidenthum ausrotten, welches die Erblinge des Christenthums zerstören will. In Ehren der Blutzengen Felix und Regula soll ein Münster an der Stätte der Glockenfäule entstehen zum Gedächtniß dieses Ereignisses und eine Schule daneben zur Erleuchtung des ganzen Arboner-Gaues.“

Wie er geboten, geschah. Aber des andern Tages, als der Kaiser fröhlich beim Mahle saß, schlüpfte, zur Verwunderung aller Gäste, die goldgrüne Schlange zur Pforte des Saales herein. Dreimal richtete sie den Leib auf; dreimal verneigte sie sich mit Demuth vor des Kaisers Hoheit; dann schwang sie sich auf den Tisch, umringelte des Kaisers goldenen Trinkbecher; ließ ein Gerstenkorn, eine Weinbeere und einen Rubin in den Wein fallen und verschwand.

Der Kaiser betrachtete den edeln Stein bewundernd, dessen Licht und Pracht alle Gäste priesen. Das Gerstenkorn aber und die Weinbeere warf er durchs Fenster hinaus, in die Allmend.

Darauf rief er Baumeister aus fernen Landen, ließ ein großes, prachtvolles Münster erbauen und eine Schule daneben, welche noch heut' seinen Namen mit Ruhm trägt. Es kam von allen Enden viel Volks herbei, der Andacht, oder Wissenschaft, oder des Gewerbes wegen, und siedelte sich an, daß binnen kurzer Zeit eine schöne Stadt gesehen ward an der Stelle von Thuricums Hütten. Das ist Zürich. Der Menge der Bauleute und des Volks aber gebrach es nie an Nahrung. Denn die verachtete Weinbeere und das Gerstenkorn wucherten so gewaltig durch die Allmenden links und rechts dem See, daß rechts Alles von Nebengebüschen bedeckt ward und links, hoch zu den Bergen auf, die Aehren stiegen.

Als der Professor hier einen Augenblick vom Erzählen ruhte, sagte Tante Martha: „Das Märchen wäre ganz artig; aber die Kröte darin ist ein sehr unpoetisches, garstiges Thier.“

„Auch schmeckt das Ganze etwas legendenartig nach der Embracher Mönchszelle,“ bemerkte Wunibald: „Eine barbarische, wunderliche Schöpfung unbeholfener Einbildungskraft, die das Seltsame ohne Zweck zusammenhäuft. Wie abstechend davon zeigt sich die schöne Fabelwelt der Hellenen! Eben durch ihren tiefen Sinn

haben die griechischen Mythen den ewigen Werth empfangen, sind sie die Hieroglyphe der Jahrhunderte geworden, und hat sich das Götterthum, dessen Verlust Schiller betrauerte, gleichsam noch, als Kirche und Glauben der Poesie, erhalten."

"Wahrhaftig!" rief Gubert: „bleibt mir doch mit aller Höhe und Tiefe der Weisheit von den Volksagen weg. Die Fabel von den kadmei'schen Drachenzähnen bei der Gründung Thebens hat für mich so viel Geist und Ungeist, als Meister Heinrich Brennwalde's Sage von der zürcherischen Höflichkeit der goldgrünen Schlange. So viel ist gewiß, Karl der Große war im Jahr 800 wirklich in Thuricum. Und das ist genug! Mit der verborgenen Weisheit in den griechischen Fabeln hat es eigene Bewandniß. Sinnvolle Dichter mögen ihren Sinn erst in das bunte Kleid der überlieferten Geschichten gehüllt haben. Bringt zur Embracher Chronik noch einen Kram von mystischer Naturphilosophie und Symbolik: so gewinnen die Schweizeragen so viel geheime Weisheit und Bedeutsamkeit, als die indischen und griechischen."

„Und das wäre, dünkt mich, so schwer nicht," sagt' ich: „Die Schlange, das alte Sinnbild der Ewigkeit, deutet hier offenbar den ewigen Glauben der Christen an, welcher seinen Samen schon im Arboner-Gau niedergelegt hatte. Die Kröte auf dem römischen Altar ist unzweideutig die Darstellerin des noch im Dunkeln herrschenden Heidenthums. Daß Karl den Rubin dem Gerstenkorne und der Weinbeere vorzog und diese wegwarf in die Allmend, lehrt eben sowohl, wie Fürsten das Glänzende höher stellen, denn das Nützliche; als auch, wie erst die Fremden Anbau in die Schweiz gebracht und die Triptolemen unsers Landes geworden sind."

„Es ist nur Schade," klagte Tante Martha: „daß der Rubin so dürftig davon kommt. Er hätte die Hauptrolle spielen müssen."

„Die Geschichte meines Propstes ist noch nicht geschlossen,"

versetzte Gubert. „Hören Sie, was aus dem edeln Stein geworden ist.“

Kaiser Karl gab den Rubin, als Liebeszeichen, an seine Gemahlin. Und von Stund an verwandelte sich sein ganzes Gemüth zu ihr. Er fand die Kaiserin so reizend, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte. Entfernten ihn Reichs- oder Kriegsgeschäfte, erkrankte er fast in schwermüthiger Sehnsucht, und gesundete nicht, bis er ihr Antlitz wieder sah. Dessen verwunderte sich selbst die kaiserliche Frau, und sie erkannte aus Allem, daß dem Steine eine verborgene Kraft inwohne. Darum trug sie ihn stets bei sich, und sogar, als sie starb, verbarg sie ihn unter ihre Zunge, damit er nicht in eines andern Weibes Gewalt gerathe.

Nach dem Tode der Kaiserin war ihr Gemahl aber untröstlich. Ihr Grabgewölbe, von einer silbernen Lampe erhellt, dünkte ihn prächtiger, denn die prachtreichste seiner hundert Pfalzen. Dahin begab er sich Tags und Nachts, und rief mit zärtlicher Inbrunst den Namen der Todten. Es luden ihn umsonst die Großen des Reichs zur Arbeit ein, und die Paladine zum Streit gegen die ungläubigen Sarazenen.

Auch der große Roland trat eines Tags in die fürstliche Gruft, seinen Herrn und Gebieter zu wecken und zu mahnen. Doch der ungestüme Ritter stieß unvorsichtig mit seinem Helm an die pranzende Silberampel, daß sie erlosch. Wie er nun den Kaiser aus der Finsterniß des Gewölbes hinwegführte und noch einmal hinter sich sah, erblickt er einen rubinrothen Glanz um den Mund der Kaiserin. Darum ging er abermals in das Grabgewölbe, das Wunder in der Nähe zu schauen; entdeckte den edeln Stein im Mund der Leiche und nahm ihn zu sich.

Zur selbigen Stunde vergaß Kaiser Karl die Gruft und seine Gemahlin, aber sein Vetter Roland ward ihm der Allerliebste von

den zwölf Paladinen. Ohne ihn mocht' er nicht leben, ohne ihn nicht speisen und schlafen. Dessen erstaunte der tapfere Roland nicht wenig, und er sann lange darüber und versuchte Vieles, bis er den Zauber verstand, der in dem Steine geheim lag. Da sprach der Ritter stolz: „Fern sei von mir, daß ich diesem Steine mehr danken soll, als meiner Tapferkeit, Frommheit und Treue!“ Und er warf den Rubin verächtlich in einen westphälischen Sumpf, worin sich warme Quellen versäßen.

Von diesem Tage an gewann Kaiser Karl die Quellen also lieb, daß er sie köstlich auffassen und mit Gebäuden umringen ließ. Nur in ihren warmen Quellen gewann sein Leib Ruhe und Heil. Er baute Aachen zur vornehmsten Stadt seines Reichs, und setzte dahin seinen kaiserlichen Stuhl. Auch einen wunderreichen Dom richtete er daselbst auf, worin sein Grab, und dazu ein Chorherrenstift, welches mit dem Stifte von Zürich ewige Verbrüderung eingehen mußte.

„Allerliebste!“ rief Lante Martha: „fast in morgenländischem Geschmack, wie Tausend und eine Nacht!“ Nur den Rubin hätte man sollen in der Schweiz behalten.

„Unsere Alten,“ sagt' ich, „hatten vom hohen Werth der edeln Steine gar schlechte Kenntniß. Sie wissen ja, den wallnußgroßen Diamant aus der burgundischen Beute verkaufte ein Soldat bei Grandson um wahres Bettelgeld an einen Mönch. In der rohen Sitteneinfalt der Völker geht das Nützliche dem Schönen weit vor; bei veredelter Bildung erst paart sich Beides; dann im Zustand der verwilderten Bildung oder verfeinerter Thierartigkeit, nimmt das Schöne und Ueppige den Rang vor allem Guten und Nützlichen ein.“

„Sie vergessen Rolands Wort und That,“ bemerkte mir Fräulein Celestine: „Der Held zog dem Schönen und Nützlichen das

Gute vor; eigenen Werth dem fremden. Das ist wohl der höchste Bildungsstand. Die Kaiserin hingegen hatte noch nicht Muth genug, den Wunderstein zu verschmähen.“

„Und welches Frauenzimmer hätte den Muth?“ fiel Wunibald lächelnd ein: „Besitzt nicht jedes Mädchen, im frischen Glanz der Jugendschönheit, seinen Zauberrubin? Wie viele unserer Schönen möchten sich freiwillig dieses Talismans der Natur entschlagen?“

„Wohlan!“ rief Hubert: „Da sehen wir offenbar, welche tiefe, geheimnißvolle Fülle der Weisheit in den Sagen und alten Volksmärchen unsers Landes ruht. Wenn diese nicht mit indischen, griechischen und nordischen wetteifern, liegt die Schuld nur an der Geistesarmuth unserer Ausleger, Symboliker und Naturphilosophen.“

„Sie haben uns noch die Sage von der Gründung Schaffhausens versprochen, lieber Professor,“ sagte die Tante.

„Ich bin wirklich im besten Zuge,“ erwiderte dieser: „Hören Sie mit geziemender Andacht zu!“

3.

Schaffhausens Gründung.

Wo heut' zwischen anmuthigen Hügeln und Gebäuden, in fruchtbarem Gelände, der größte Wasserfall Europa's aus kochender Tiefe Wolken um Wolken emporstößt, war zu Anfang des elften Jahrhunderts weit umher, durch Klegau und Hegau, Alles Wald. Der Klegau mitternachtwärts dem Rhein, streckte sich vom Randenberg bis zum Seklersee; der Hegau vom See bis zur jungen Donau. Dies Waldbland war die Alode der mächtigen Grafen von Nellenburg. Nur sehr zerstreut fand man in den Gehölzen bei Hütten, Höfen und Meiereien der Leibeigenen aufgebrochenes Land. Auf Bergen und Hügeln schwebten, wie riesige

Gebietergestalten, die Burgen der Leihherrn, Baronen und Freiherrn, über Urwäldern.

Ein Jüngling zog durch den Forst, gelockt vom donnernden Ruf des Rheinfalls, der gleich dem Wiederhall ferner Gewitter rauschte. Ein schlichtes Wamms von Büffelleber, auf dem Rücken der Röcher, im Gürtel der Dolch, an der Hüfte das breite, kurze Schwert, in der Faust die Armbrust, zeigten damalige Ausrüstung eines Jägers.

Plötzlich fuhr ein schwarzer Widder aus dem Gebüsch; um den Hals einen silbernen Reif, die gekrümmten Hörner mit Feldblumen umfränzt. Der Widder legte sich fromm zu des Jägers Füßen; sprang aber eben so schnell wieder auf und davon. Denn ein Wolf sekte ihm mit lechzendem Rachen nach. Aber der Jüngling warf sich zwischen Widder und Wolf, stieß sein helles Schwert in den Schlund des struppigen Raubthiers und ging von dannen.

Da kam eilends der schöne Widder zurück, legte sich odemlos zu des Jägers Füßen; sprang aber eben so schnell wieder auf und davon. Denn in gewaltigen Ragensprüngen, über Dorn und Busch, rannte ein grimmiger Bär daher und ihm nach. Der Jüngling trat furchtlos zwischen Bär und Widder, den glänzenden Dolch in der Faust. Das Unthier aber richtete sich auf und umkrallte ihn mit den zottigen Taten. Beide stürzten ringend zu Boden, bis des Jünglings Hand die Kehle des Ungeheuers zusammengewürgt, sein Dolch dessen Herz durchstoßen hatte. Dann hob er die weggeworfene Armbrust vom Boden auf, und ging, vom Kampf erschöpft, von dannen.

Doch zum drittenmal kehrte der verfolgte Widder zurück, legte sich stöhnend zu des Jägers Füßen, und blickte kläglich zu ihm auf, als fleh' er Hilfe von ihm. Denn durch die verschlungenen Zweige des Unterholzes stürzte brausend, mit drohend gesenkten Hörnern, ein Auerochs heran. Der Jüngling sah es und warf sich verwegen zwischen Widder und Auerochs. Klirrend flog vom stählernen Bogen

der Todespfeil in die breite Brust des härtigen Büffels. Die Erde zitterte vom Fall desselben.

Nun führte der Sieger den Widder, als gute Beute, mit sich am silbernen Reif; oder vielmehr ihn der Widder dem Rhein zu, gegen den Uferplatz, wo damals die Scaffen oder Schiffe, des nahen Wasserfalls wegen, die Waaren auszuladen pflegten. Darum hieß der Platz, von den Scafen und einzelnen Schiffhäusern, Scaffhausen, heutiges Tages Schaffhausen. Aber noch sah der Jüngling die Schiffe und Hütten nicht; sondern er trat aus dem Dickicht in eine sonnenhelle Wiese, vom finstern Waldkranz umgürtet.

In der Mitte der Wiese hob eine mächtige Linde den Riesenstamm mit schattigen Zweigen zum Himmel. Darunter saß eine junge Hirtin in grüner Dämmerung, von zwölf schneeweißen Lämmern umringt. Sie saß in großer Traurigkeit. Als sie aber den Widder und den Jüngling vor sich sah, lächelten ihre blauen Augen zu diesem auf und sie sprach: „Jäger, der Widder ist mein, des Herrn von Randenburg Gabe!“

Er antwortete: „Hirtin, der Widder ist mein. Ich hab' ihn dem hungrigen Wolfe entrisen, den zottigen Bären, dem härtigen Büffel. Und ich gebe ihn nicht, du lösest ihn denn mit einem Kuß der rothen Lippen von mir.“

Sie sah erröthend zum Jüngling auf; zu den glühenden Wangen des Jünglings, umweht von der Finsterniß der schwarzen Locken. Und sie fühlte, er sei schöner, als gut für ihr Herz sein könne. Darum sprach sie: „Den Preis darf ich nicht geben. Nimm, Jäger, den silbernen Reif.“

Er antwortete: „Den Widder darf ich nicht geben, nicht für den silbernen Reif. Doch für den Kuß den Widder, und den goldenen Reif dazu!“ — Das sagte der Weidmann vor der jungen Hirtin kniend; zog vom Finger einen goldenen Ring und küßte sie um all' ihre Ruhe.

Weinend sprach sie: „Warum thust du mir also, du geringer Knecht! Sieh, ich bin Idba, des Grafen von Kirchberg Tochter. Er ist mit vielen Andern in den Schiffhäusern beim Herrn von Randenburg.“

Der Jäger antwortete: „Bist du Idba, des Grafen von Kirchberg Tochter, so bin ich Eberhard, Eppo's des Grafen von Nellenburg Sohn. Schäme dich deines Rufes nicht.“

Und er führte sie mit ihrer kleinen Heerde zu den Schiffhäusern; bald darauf ins väterliche Stammschloß, als seine Gemahlin, mit großer Pracht. Nun kamen viele selige Tage und Jahre. Der Ruhm von Idba's Schönheit und Eberhards Tapferkeit in Turnieren und Schlachtfeldern, ging weit durchs Land. Sie blühte unter ihren sechs blühenden Söhnen; er stand reich und groß vor des Kaisers und Papstes Thron.

Als aber endlich die Tage des Alters kamen, und auf Idba's Wangen das Rosenroth blich; und die Finsterniß von Eberhards schwarzen Locken wie silbergrauer Nebel ward, sprach er zu ihr: „Nun ist's an der Zeit, dem Himmel einen Dankaltar zu erhöhen; den Enkeln ein Denkmal unserer Frömmigkeit. Sag' an, wo ist die schönste Stätte zum prächtigen Münster, daß ich dahin die Baumeister sende? — Wie sie aber beide lange vergebens gesonnen hatten, legten sie Pilgerkleider an und wanderten durch die Auen und Wälder des Hegau's und Klefgau's, bis sie den donnernden Gesang des Rheinfalls hörten. Da trat ihnen aus seiner Bethütte ein hundertjähriger Waldbruder entgegen, schon hienieden im Ruf der Heiligkeit. Und als er ihr Gesuch vernommen und die Knieenden gesegnet hatte, sprach er: „Liebe Kindlein, Euch soll geholfen sein! Denn in der Nacht vor Allerheiligen hatt' ich im Traum ein himmlisches Gesicht. Eine sonnenhelle Wiese grünte vor mir, vom Wald umfungen; und aus der Mitte der Wiese streckte der Riesenstamm einer Linde seine schattigen Zweige zum Himmel.“

Ein Jäger und eine Hirtin, ein schwarzer Ritter und zwölf schneeweisse Lämmlein standen bei der Linde; und es rief eine Stimme vom Himmel: „Da du gesündigt, da sollst du dich heiligen!“ Als bald zerfloß die Linde, wie Nebel, und ward ein Münster, mit reicher Kirche; der Wipfel des Baumes zum hohen Dom. Statt der Heerde stand da der Erlöser mit den heiligen zwölf Boten. Ich sah den Jäger betend in frommer Mönchstracht, und die Hirtin, als bußfertige Nonne, zu den Füßen der heiligen Agnes.“

Oberhard und Idda hatten, da sie von der Wiesenlinde hörten, mit Erröthen ihren Blick vor dem heiligen Mann zur Erde gesenkt. Nun zweifelten sie nicht an der Wahrheit der Offenbarung, und sie gingen, das Gelübde zu erfüllen und das heiligende Plätzchen zu suchen. Dort, in der grünen Dämmerung der Linde, gaben sie einander, wie einst den ersten, nun im Leben den letzten Kuß.

Ohne Rast baute Oberhard zwölf Jahre lang, bis Münster und Kirche vollendet waren. Diese schmückte er mit zwölf Kapellen, zwölf Säulen, zwölf Glocken und zwölf Altären in Ehren der heiligen zwölf Boten. Am Tage Allerheiligen aber weihte er das Münster dem Erlöser. Idda baute, nicht fern davon, ein Frauenkloster, der heiligen Agnes geweiht. Und es reihten sich bald ganze Gassen von Häusern der Arbeiter, Künstler, Handwerker aller Art, und Wirthe um Kirche und Kloster, also, daß wenige Jahrzehende nach dem Tode des Stifters statt der einsamen Wiese am Rhein, hier eine Stadt gesehen ward, umringt von zwölf Thürmen, mit Zoll und Münzen und Märkten. Das Münster allein beherbergte 300 Personen. So ward die Stadt Schaffhausen.

„Immer Mönche, Einsiedler und wieder Mönche!“ rief Wunibald, als Gubert geendet hatte: „Leute, die aus ihren Träumereien mehr Vortheil ziehen, als achtbare Menschen aus ihrer Weis-

heit; und für einen unschuldigen Ruß sogleich Münster und Kirche, wie einen Schadenersatz, für sich begehren!“

„Sie haben Recht!“ sagte Martha: „Ich sähe allerdings auch in unsern Sagen lieber ritterliche Helden, Turniere, Lindwürmer und Drachen, wie in der Sage vom Struthahn von Winkelried. Aber der alte Adel der Schweizer ist ausgestorben und mit ihm die Ueberlieferung seiner Thaten.“

„Ich bitt' um Verzeihung!“ versetzte der Professor: „Weder die Franzosen noch die Deutschen haben ältere Adelsgeschlechter. Ein Landenberg von Zürich glänzte schon im Konstanzer Turnier vom Jahr 948; ein Fleckenstein von Luzern im Jahr 968. Die Halwyle vom Aargau, die Bonstetten von Bern wurden schon im Jahr 1080 gepriesene Namen. Es fehlte nie an Helden und Heldinnen, nur an Dichtern, die ihnen Unsterblichkeit schenkten.“

„Heldinnen sogar?“ fiel ihm Cölestine ins Wort: „Wo sind die helvetischen Iphigenien und Medeen?“

„O,“ erwiderte Gubert: „Die Medeen und Medusen wollen wir den Griechen gern überlassen, und in den Klöstern hat man der armen Iphigenien genug geopfert. Wir bei uns tragen und lieben nur Sagen von muthigen Mädchen, gütigen Müttern, treuen Weibern, so brav wie die Weiber von Weinsberg. Hätte Bürger in der Schweiz gesungen, er würde die schöne Ursula von Homberg gepriesen haben, welche den Hermann von Rhynegg aus der belagerten Burg Auenstein bei Aarau im Jahr 1389 auf dem Rücken davon trug; oder die lebenswürdige Emma von Glarus, welche ihren Mann auf ähnliche Weise im Schwabenkriege aus dem Schloß Blumenstein am Rhein vor dem Jorn der belagerten Schweizer rettete.“

„Oder wo hatten die Griechen ein Mütterchen so brav, als Wilhelmine von Chalans, Gräfin von Balangin?“ rief ich: „Die armen Leute zu Chezard erlagen im sechszehnten Jahrhundert unter

der Last des Zehnten, und baten um einen Nachlaß. „Kinderchen,“ sagte die achtzigjährige Gräfin: „Ich erlasse Euch die Hälfte des Zehntens von allem Land, was ich in einem Tage umgehen kann!“ Und sie ging vom frühen Morgen bis späten Abend an einem langen Sommertage um ein beträchtliches Gebiet. Das zahlt noch heut' nur den halben Zehnten.

„Ganz vortrefflich,“ sagte Wunibald: „doch bleibt's hausgebackenes Brod, ehrliche Prosa! Aber das Ueberirdische, Wunderhafte fehlt, die Poesie des Volksgeistes, die in griechischen Sagen waltet. Wenn wir die Mönchslegenden und ihre Wunder abziehen, die immer mit Stiftung einer Kirche und eines Klosters, wie heutige Romane mit einer Hochzeit, schließen: so bleiben nur noch Märchen ohne höhern Geist übrig, wie die vom Gersauer Geiger, der seinem hungernden Knaben Steine zu essen hinwarf, und ihn verhungern ließ bei Kindesmord hier unten am Rigi; oder die vom armen Ritter Bernhard von Negerten, der auf der Mauer seines Schlosses im Harnisch reitet, um anzudeuten, er habe kein Streitroß; oder andere dergleichen ungesalzene Ammen- und Bauerngeschichten, nicht einmal so gut, wie ein deutscher Doktor Faust, oder Rübezahl.“

„Aber,“ entgegnete Cölestine: „Sie ließen uns doch eine wundervolle Sage aus dem Walbnacher Thal hoffen?“

„Nun ja,“ erwiderte Wunibald: „es ist die einzige mir bekannte, in welcher der Geschmack der Klosterzellen und Spinnstuben nicht hervorstechend ist. Hören Sie also.“

4.

Die Sage von Walbnach.

Von Attinghausen im Lande Uri führt ein Hirtenweg durch die Einsamkeiten des Gebirgs, neun Stunden Weges weit, ins Thal

von Engelberg. Ich selbst bin hingewandert. Er steigt jäh auf ins hohe Alpenthal von Walbnach; denn, zwischen ewigem Eis auf grüner Krift, über die Surenek, mehr denn 7000 Schuh hoch, und nieder, in die Suren-Alpen nach dem stillen Thalgelände von Engelberg.

In alten Zeiten, da die grünen Surenen noch denen von Engelberg angehörten, konnte weder Mensch noch Vieh durch dies Gebirg. Denn droben haufete ein Ungeheuer, genannt der Boghy. Es hatte die Gestalt einer Geiß, aber die Größe eines gewaltigen Ochsen. Sein Schwanz war schuppig und gelenk, wie eine Schlange; aus seinem Rachen knisterten dunkelblaue Flammen. Die Sage ging, ein böser Berggeist habe sich in eine schöne Ziege verliebt, und das wüste Thier sei das Kind des Bösen. Auch wußte man schon seit hundert Jahren in Uri, durch Druidenweisheit eines alten Mannes, wie der Boghy nur von einem schwarzen Stier getödtet werden könne, der nie Gras und Heu gefressen habe. Und der Stier müsse geleitet werden an den Haarzöpfen einer Jungfrau, von goldgelbem Haar und von schwarzen Augen; und getrieben werden von einem Jüngling mit blauen Augen und schwarzen Haaren. Doch beide sollten sich zum Werke freiwillig entschließen. Seit dieser Zeit sahen die Jünglinge und Mädchen von Uri sich einander immer neugierig in die Augen; und die Gewohnheit ist ihnen bis auf unsere Zeiten verblieben, ohne daß sie jedoch davon den wahren Grund wissen.

Die Leute von Engelberg lachten aber dazu und verhiessen denen von Uri die grünen Alpen in den Surenen, wenn sie das mörderische Ungethüm des Gebirgs überwänden. Während sie aber lachten, thaten die von Attinghausen ein Gelübde mit Beschluß: Wenn sich ein solches Paar freiwillig dem Kampf und Tode weihe, solle dem Niemand wehren, denn es geschehe für das Vaterland. — Nun sahen alle blauäugigen Männer von Uri den blonden Schönen

ihrer Thäler immer eifriger und tiefer in die Augen, aus wahrer Liebe zum Vaterlande. Doch die Leute in Engelberg lachten immer lauter.

Aber sie lachten wohl mit Unrecht. Denn da war der junge Gemsjäger Aebi von Attinghausen, der hatte Augen, dunkelblau wie die Blumen der kleinen Enzian, und Locken schwalbenschwarz. Dazu hatt' er auch das gefehlich vorgeschriebene Augenpaar eines blonden Mädchens entdeckt, und zwar nicht ohne große Gefahr und Mühe. Denn die Augen der schönen Monica blendeten ihn so sehr, daß er lange nicht die Farbe bestimmt wußte; und als er sie endlich wußte, ward ihm, wenn er sie sah, alles vor den blauen Augen schwarz. Der schönen Monica mit Goldflechten ums zarte Haupt ging's nicht viel besser. Beide konnten sich kaum ansehen, wenn sie beisammen waren; sie schlugen lange Zeit vor einander die Augen nieder. Aber dafür sahen sie einander desto häufiger nach, bis sie sich gewöhnt hatten an das Schwere.

Wenn's nun der schönen Monica blau ward vor den Augen, und dem Aebi hinwieder schwarz, dachten sie freilich an den Boghy nicht. Doch Monica's Vater, Rudi Fürst, der die größte Heerde und die reichsten Alpen hatte, schien den jungen Gemsjäger selber für den erschrecklichsten Boghy zu halten. Er verwies ihn von seinem Hof und Hause, und ließ sich von der weinenden Tochter keines Bessern belehren. Aebi war armer Aeltern Sohn; besaß nichts, als Bogen und Pfeil.

Doch heimlich, allnächtlich im Sternenlicht, war er bei Monica zu Rilt. Da klagten sich beide ihr Leid. Und wenn er sprach: „Darf ich nicht um dich werben, so werb' ich um stillen Tod!“ antwortete sie: „Viel süßer ist, mit dir sterben, denn Liebes- und Lebensnoth.“ Und sie sagten sich dies so oft, bis sie eins wurden, vor die Gemeinde zu treten, mit freiwilligem Entschluß, das Gebirg ob Waldnach frei zu machen und die Surenen zu gewinnen.

Als das versammelte Volk dies vernahm, wurden Aebi und Monica unter den Schutz der Gemeinde gestellt. Die Alten von Uri freuten sich des jungen Heldenpaares. Doch still trauerten alle Knaben um Monica; still weinten alle Mädchen, wenn sie an Aebi dachten.

Zu Attinghausen ward jederzeit ein schwarzer Stier gehalten, den nährte kein Gras und kein Heu; nur Milch allein. Den kränzten nun die Knaben mit allerlei Heil- und Wunderkräutern, mit Engelsfuß und Pimpernelle, Waldmeister, Tausendgüldenlaub, Meißterwurz und Gottesgnad; die Töchter von Attinghausen aber fügten dazu Immergrün und Mannstreu, Liebstöckel, Alpenröslein, Maaslieb und Beilchen. Dann ging der Zug ins Gebirg; voran das schöne Kampf- und Opferpaar neben dem schwarzen Stier; schweigend folgte das Volk in einiger Ferne, bis zum Anfang des Alpthaales von Waldnach. Da blieb die Menge scheu zurück und sah mit Grausen Aebi und Monica mit dem Stiere weiter ins Thal hinauf ziehen, wohin seit vielen hundert Jahren keines Menschen Fuß getreten war. Drei Tage und drei Nächte sollte aber das Opferpaar einsam in dieser Alp leben und sich im Gebet zum Kampf bereiten. Darum hatten die Leute von Attinghausen zugerüstetes Bauholz den Berg heraufgetragen, einen Stall für den Stier, und Obdach für die Veter zu errichten. Aber zur Verwunderung Aller stand an den Felsen, links dem Bächlein, schon ein neuer Stierengaden gebaut, schöner als irgend einer in Uri. Und sie sahen noch mehr, was offenbar von der geheimnißvollen Wirthschaft der Unholden und Berggeister herstammte. Jenseits des Stierengadens saßen tausend schwarze Raben; die gingen und hüpfen geschäftig durch einander, als hätten sie Wichtiges zu berathen. Und wie Aebi und Monica mit dem Stier zum Gaden traten, flogen zwei der Raben auf, und einem nie gesehenen Schlosse zu, das von der Höhe links der Surenegg, dem finstern Rothstock ge-

genüber, glänzte. Es glänzte in grüner Alp, mit Mauern, Zinnen und Thürmlein, wie helles Silberwerk. Des erschrak alles Volk und ging schweigend in die Heimathen zurück.

Wie nun am nächsten Morgen drei herzhafte Männer von Attinghausen zum Stierengaden kamen, als Boten der Gemeinde, nach dem Kampfstier zu schauen und dem Opferpaar Nahrung zu bringen, sprachen der Jüngling und die Jungfrau: „Bemühet euch nicht; denn hier oben ist wohl hausen und leben. Fromme Bergmännlein in langen Schleppgewändern tragen uns Zuckerbrod zu auf goldenen Schüsseln; gebratenes Fleisch des Steinbocks und Murmelthiers, auch Gemsenkäse und Gemsenmilch in Fülle. Wird es finstere Nacht, so leuchten die Fenster des Surenenschlosses wunderhell herab, wie Vollmond; und wo die tausend Raben sitzen, erklingen bis Sonnenaufgang Schalmeyen und Geigen gar fröhlich. — Des wunderten sich die drei Männer und sie brachten die Botschaft ihrem Volke.

Am zweiten Morgen aber kehrten sie zum Stierengaden zurück und fanden ihn prächtig umhangen mit Kränzen von purpurnen Enzianen, Schneerosen, Steinnellen, braunen Stendeln, die Vanille duften, Primeln, milchweißem Mannsschild mit grünen und rothen Sternen, blauen Alpenglöckchen und Berg-Anemonen. Und Aebi und Monica traten ihnen freudig entgegen, Hand in Hand, beide in schneeweißen Feierkleidern mit nachschleifenden Schleppen und goldenen Gürteln um den Leib. Sie sprachen: „Gehet und verkündet dem Volk, morgen soll es kommen und schauen, wie wir dem Boghy angehen, bis er erlegt ist. Aber wir kehren nicht zu euch zurück. Morgen feiern wir im silbernen Schlosse der Berggeister die Hochzeit!“ Und sie gaben jedem der Männer zum Abschiede einen Gemsekäs, mit der Mahnung: „Lasset, so oft ihr esset, davon ein geringes Bißlein übrig, und dieses Bißlein wird

über Nacht wieder zum ganzen Käse werden, als wär' er nie angeschnitten.“

Die Boten hinterbrachten dem Volke, was sie gesehen und gehört hatten, und am dritten Morgen versammelte sich eine unzählige Menschenmenge auf Waldnach beim Stierengaden.

Da trat Monica hervor im schneeweißen Gewande, um den Leib einen goldenen Gürtel, in der Hand einen grünen Lärchenzweig. Sie ging und sah nach dem Volk nicht um. Ihr folgte der Kampfstier; seine Hörner waren an Monica's Haarflechten geknüpft. So führte sie ihn gegen die Raben und den Surenberg. Nebi, im weißen Schleppkleide und Goldgürtel, trieb von hinten den Kampfstier, einen grünen Arvenzweig in der Hand; aber er sah nicht nach dem Volke zurück.

Nun fuhren rauschend die tausend Raben auf, und bildeten in der Luft fliegend einen weiten schwarzen Kreis, der stets über den Wanderern sich schreiend drehte, bald hoch zum Himmel stieg, daß er daran zum kleinen Ring ward, bald wieder wachsend in die Tiefe herabsank. Am Surenberg knüpfte Nebi Monica's goldene Haarflechten von den Hörnern des Stiers und beide trieben mit ihren Zweigen ihn aufwärts zu den Alpwiesen des Suren. Dort kam von der Höhe mit furchtbaren Sprüngen der Boghy herab; ein Ziegenbock von Gestalt, größer als der Stier. Das Ungethüm hatte Augen, wie glühende Kohlen; schlug mit dem Schlangenschwanz seine Rippen und blies schwefelblaue Flammen aus dem weiten Rachen. Nun prasselten die Hörner der Thiere gegen einander, daß das Thal wiederhallte, wie wenn Felschutt von den Berghalden niederrasselt. Immerdar trieben Nebi und Monica mit ihren Zweigen den Stier an. Immerdar drehte sich der schwarze Rabenkreis lärmend in der Luft über den Kämpfen. Und auf allen Felsen ringsum standen wunderliche Zuschauer, kleine Männer, kaum drei Spannen groß. Einige warfen Steine gegen den Boghy;

andere lachten; andere tanzten vor Lust. Keiner wußte, von wannen sie gekommen sein mochten.

Plötzlich stieß der Boghy ein so schreckliches Gebrüll aus, daß der Rabenkreis hoch zum Himmel fuhr, die Bergmännchen in die Felspalten schlüpften, und die Leute von Uri zurückwichen; ein Horn des Boghy war gebrochen; auch ein Horn des Stiers. Aber der Schädel des Boghy war zerschmettert; und die stacheligen Zweige Nebi's und Monica's schlugen quälend in die blutende Wunde. Da stürzte das Unthier fliehend und verzweifelt in einen Felsenschlund hinunter. Ihm nach der heilige Stier. Und nun tönten Gymbeln und Pfeifen aus allen Felsenspalten des Gebirgs.

Aber Nebi und Monica wandelten, Hand in Hand, aufwärts; über ihnen schwebend der Kranz der Raben. Sie wandelten aufwärts über Gestein und Klippe; himmelhohe, schroffe Felswände hinauf zum Silberschloß, mittagwärts dem Surengrath. Es war, als trüge sie die Luft. Und wie sie zum Schloß kamen, sah man ihnen viele Bergmännchen und Schratten feierlich entgegenziehen über die grünen Wiesen, alle in schimmernden Prachtkleidern. Aber Nebi und Monica waren nun selbst klein geworden, wie Schratten, und diesen in Allem gleich.

Noch heutiges Tages heißt jener Berg der Schloßberg; aber seit ein vorwühiger Jäger die einsame, silberne Burg besuchen wollte, ist sie verschwunden und ein großer Schneegletscher daraus geworden. Noch heute gehören die Surenen-Alpen denen von Attinghausen; noch heute zeigt man den Boghyschlund und Stierengaden der Waldnach, und im Fels einen Huftritt des heiligen Kampfstiers. Niemand weiß, wo sein und des Boghy Leib geblieben. Man sagt, beide seien von den Bergmännlein verscharrt worden. Nichts mehr hat man gefunden, als das Horn des fliegenden Stiers von Uri. Dies ist lange Zeit zum Andenken aufbewahrt

worden, und im Kampf der Kriege ward es, statt der Schlachttrummete, geblasen.

Als Wunibald hier im Erzählen endete, sagte Gölestine: „Schon als Kind habe ich von diesen kleinen Bergmännlein gehört und habe sie geliebt und zu sehen gehofft. Viele im Volke glauben auch jetzt noch an diese niedlichen, dienstgefälligen Halbgeister. Ich möchte klagen, wie Schiller um die Götter Griechenlands, daß sie bei uns ganz verschwunden sind. Immer hörte ich mit Lust und Grauen von ihnen.“

„Ich gestehe, Wunibald,“ rief der Professor: „Sie haben es besser getroffen, als ich. Das ist ächte Gebirgsmythologie! Unsere Schrättlein sind in den Alpen, was die ossianischen Nebelgebilde im haiderreichen Hochschottland, oder das kleine nordische Troll-Pack in den schwedischen Rjölän. Auch sie tanzten bei uns im Mondlicht, auf Frühlingswiesen, wie die Elfen Skanziens, und hinterließen im Grase die sichtbaren Ringe vom leisen Druck ihrer Fersen. Neckend und schalkhaft, aber dabei nicht plump und tückisch, wie der Rübezahl des schlesischen Riesengebirges, halfen sie heimlich und gütig fleißigen Hausmüttern am Herde, frommen Hirten im Stall und auf der Weide, und arbeitsamen Pflügern im Felde.“

„Nun weiß ich doch,“ fiel hier die Tante ein: „woher eigentlich das Uri-Horn der Alten. Mir gefällt in der Sage Alles wohl; selbst daß Monica und Nebt zuletzt Schrättli geworden sind. Nur die wüsten Raben hätte ich dieser Sage so gern erlassen, als der Schrigen, Herr Professor, die Kröte auf dem Heidenstein.“

„Mit nichten!“ rief Wunibald: „Ich liebe den Raben in seinem schwarzen Glanz. Was die Tauben den Morgenländern, das sind die Raben den Nordländern. Es ist in ihrem Wesen und Treiben etwas Geheimnißvolles und Ernstes. Für das Alterthum lag sogar in ihrem Fluge, wie in ihrem Geschrei, Weissagung. Die

lange Dauer ihres Lebens, und ihre Klugheit wurden von jeher beachtet. Ein Rabe war's, der vom Stuhle Odins alltäglich ausflog, um dem Gotte in Walhalla Nachrichten von der Welt zu bringen. Immerdar erschien dieser Vogel bei außerordentlichen Ereignissen, wie ein wahrer Schicksals-Vertrauter, den Menschen warnend, mahnend, rufend. Denken Sie an die Raben von Ginfiedeln, durch welche die Mörder des heiligen Mainrad verfolgt und entdeckt wurden!"

"Ei nicht in Legenden und Volksagen nur," sagte Cölestine: „wahrlich auch in der Wirklichkeit! Haben Sie die Geschichte der Kinder Meyer von Narau vergessen, wie die vor etwa zwanzig Jahren auf der Reise, in ihrer Chaise vom plötzlich geschwollenen Waldstrom umgeworfen, sich hinaus auf das Wagenrad setzen mußten? Da wäre in den reißenden, wachsenden Stromfluten beim gewaltigen Windsturm keine Hilfe für sie gewesen, hätten nicht ein paar Raben fort und fort schreiend mit ihren Flügeln gegen das Fenster eines entfernten Bauernhauses angeschlagen, bis die Leute verwundert hinausstraten, und bis sie die Raben zum Waldstrom zurückflogen und die Kinder in der Ferne über dem Wasser sitzen sahen. Es ist doch etwas Wunderhaftes um diese finstern Geschöpfe!"

"Sei dem, wie ihm wolle," erwiderte Tante Martha: „Vorigen Sommer stahl mir ein solcher Schicksalsrabe im Garten vor meinen Augen einen silbernen Fingerhut; zum Glück hatte ich kein so schlimmes Loos, als die arme Ida von Toggenburg mit ihrem köstlichen Fingerring. Doch, wir wollen nicht zanken!" fuhr sie fort und wandte sich zu mir: „Die Reihe trifft Sie nun. Lassen Sie uns nicht lange bitten. Wovon erzählen Sie uns?"

"Kündigte ich nicht schon die schöne Alpenkönigin an?" gab ich zur Antwort.

"Allerdings!" entgegnete der Professor: „Drum spiße ich die Ohren. Nun gibt's eine neue Titania, Königin der Elfen, wir

werden die gewaltigen Kräfte und Geister der Natur, die Schöpfungen der Dinge sehen.“

„Die Erwartung nicht zu hoch gespannt!“ erwiderte ich: „Die Schweiz hat in ihrem Sagenkreise nicht, wie Indien oder Aegypten, Griechenland oder Skandinavien, zu Gottheiten gestaltete Naturmächte; keine Theogonien oder Geogonien. Die Römer verdrängten die Götter des gallischen Helvetiens; dann wieder Gothen, Alemannen, Burgunden und Franken, Schwert und Kreuzifix in der Faust, die Götter des römischen Helvetiens. Kirchen und Klöster herrschten in den Thälern; nur in den Winkeln der Gebirge blieben die Berggeister, Schratten, burgundischen Feen und Walbmännlein zurück bei den Flüchtlingen, die sich vor den eindringenden Völkerschwärmen in das Hochland retteten.“

„Nun doch, lassen Sie uns hören!“ rief Cölestine.

Ich begann.

5.

Der Hirt von Helisee.

Man hat bisher in keiner höhern Landesgegend der Schweiz Ueberbleibsel von Festungswerken, Gräbern und Wohnstätten einer längst verschwundenen und vergessenen Vorwelt erblickt, als beim Dörfchen Ellisried, im bernischen Oberlande, unweit Grasburg und Schwarzenburg. Es senkt sich da der zackige Kamm des Gebirgs vom Stockhorn über den Ganterisch, Gurnigel und Guggisberg zwischen den Strömen der Sense und des Schwarzwassers nieder. Daß auch die Römer dort gehauset haben mögen, bezeugten zwar noch die häufigen Ziegelsstücke römischer Art, die man nicht gar tief unter der Erde zerstreut antrifft; aber ohne Zweifel fanden sie hier schon bei ihrem Eindringen eine uralthelvetische Stadt, wie sie auch schon das alte Windisch fanden, oder die

große Wisflisburg, letztere nur etwa drei Stunden von dieser Berggegend entfernt. Wenigstens war die Lage des Orts weder für Handelsverkehr, noch Kriegsverhältnisse einladend; hier kein Fluß, kein großer See, keine Straße über das Gebirg. Selbst was sich noch von dem runden Erdwall, und dem Graben darum, erkennen läßt, verräth kaum römisches Werk.

Inzwischen beharrt aus ältester Zeit die Sage dieser Gegend, daß da einst eine Stadt gestanden, als noch, von Wäldern umkränzt, dort ein geweihter See erblickt wurde. Er ward der Helisee genannt und eben so die Stadt. Auch der See, welcher wohl nie von beträchtlichem Umfang war, hat sich verloren, vermuthlich mit den Quellen, die ihn ehemals nährten. Er ward zum Moor, dann zum feuchten Grund und Nied. Die Namen der Ortschaften Ellsried, Gagenried, Kunnried u. s. w. dort herum, deuten noch darauf zurück.

In den Tagen vor der christlichen Kirchentrennung fand sogar ein junger Hirt, welchen man den schönen Erni nannte, in einem kleinen unterirdischen Gewölbe, ein zwei Schuh hohes Marmorbild. Er war der Sohn einer armen Wittve, deren zwei Kühe und deren Ziegen er hirtete, und auf deren Gebot er Mauerschutt, welcher sich unter der Oberfläche des Rasens in einem abgelegenen Gebüsch zeigte, hinwegräumen mußte, vielleicht einen verborgenen Schatz zu entdecken. Das Marmorbild war eine zarte, weibliche Gestalt, von ungemeiner Anmuth, mit einem Gesicht voller Kindlichkeit und Majestät. Ein langes, faltenreiches Gewand floß von den halbentblößten Achseln bis zu den Füßen nieder, die unter dem Saum des für diese Gestalt offenbar zu langen Gewandes, wie unter einem Hügel von Falten, begraben lagen. Um den schlanken Leib spannte sich ein breiter Gürtel, in dessen Mitte ein Sonnenbild zu sehen war. Die Bildsäule ruhte auf einem schwarzen Stein, worin fünf Buchstaben begraben waren.

Erni, den die wunderbare Schönheit dieser jungfräulichen Gestalt fast bis zur Anbetung begeisterte, zweifelte nicht, daß es das Bild einer Heiligen sei. Er verheimlichte es, sprach selbst seiner Mutter nicht davon, aus Furcht, man werde ihm die geliebte Bildsäule nehmen. Aber den schwarzen Stein trug er zum Pfarrer von Wählern, um doch aus der Inschrift den Namen seiner Heiligen zu erfahren. Dieser aber las den Namen Helva, schüttelte den Kopf, behauptete, es sei das keine Heilige, und behielt den Stein.

Heilige oder nicht, Erni kniete oft entzückt vor dieser kindlich-schönen Helva, betete mit Inbrunst, wie viele Gebete er erlernt hatte; küßte anfangs nur mit Ehrfurcht den faltigen Saum ihres Gewandes; endlich vertraulicher auch das niedliche Köpfchen, trotz der Hoheit und Würde in dessen Miene. Die Schönste der schönen Guggisbergerinnen hatte ihn nie so gerührt, wie zierlich sie sich auch das bunte Tuch ums Haupt schlangen, und wie rosenfarben die Knie unter dem Saum ihres kurzen Rockes hervorschimern mochten. Er hatte das gefährliche Alter von 25 Jahren erreicht, ohne zu wissen, wo sein Herz in ihm war. Während er die lebendigen Mädchen bisher, die ihn doch den schönen Erni nannten, gleichgültig ansah, als wären sie von Stein gemacht, liebte er jetzt den Marmorstein in hirtlicher Einsamkeit, als wär' er lebendig. Oft nahm er das zarte Gebild in seinen Arm, als könnt' er es erwärmen; und zuweilen glaubt er den jugendlichen Busen desselben sich heben und senken zu sehen.

So lag er auch einmal im abendlichen Zwiellicht an einer zerrissenen Felswand im Gebüsch, als er mit Erstaunen zu seinen Füßen ein kleines, rauhes Männlein mit schneeweißem Haar erblickte. Das lächelte ihn an, und sagte: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Mungg, Helva's Bruder. Gib mir das Bild meiner Schwester, ich gebe dir dafür die schönste Jungfrau, die im Gebirg wohnt.“

Aber Erni rief mit Grausen: „Hebe dich von mir! Sonne und Mond bescheinen nichts, das der Schönheit meiner Heiligen gleicht.“ Der Alte gehorchte und ging lächelnd davon. Aber siehe, da kam ein Anderer, kaum drei Schuh hoch, der am Arme einen Korb trug, von Kristallen geflochten, angefüllt mit edeln, durchsichtigen Steinen, die alle Farben bligten. Auch er lächelte freundlich und sprach: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Eiger, Helva's Bruder. Gib mir das Bild meiner Schwester, ich gebe dir dafür diese Demanten, Rubinen und Saphire, köstlicher, als aller Könige Schatz.“ Doch Erni erwiederte mit Unwillen: „Hebe dich von mir! Sonne und Mond bescheinen nichts, das an Kostbarkeit meiner Heiligen gleicht.“ Auch dieser Alte wandte sich lächelnd, doch gehorsam, hinweg und verlor sich im Gesträuch. Erni aber umfaßte die geliebte Gestalt nur mit größerer Innigkeit in seinen Armen, und als wollt' er den unempfindlichen Stein in seinen Träumen beleben, schloß er die Augen.

Doch sonderbar klang ihm ein Ton ins Gehör, rein, durchdringend, zart und weich, wie die Stimme der Harfensaiten im Winde: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Helva, die Alpenkönigin. Gib mir das Bild und liebe mich selber. Der Mensch soll keine Götter haben neben Gott.“

Er öffnete die Augen und wählte den Himmel vor sich offen zu sehen. Das Laub der Gebüsche und Bäume um ihn her schimmerte in einem milden Licht, wie es der Tag nicht, aber auch wie es die Nacht nicht bringt. Von allen Seiten erblickte er in diesem Lichtschimmer niedliche, wundersame Mädchengestalten, zwar alle nur von der Größe fünfjähriger Kinder, aber nicht in deren unvollendetem Wuchs, sondern im feinsten Ebenmaß jungfräulichen Gliederbaues ausgebildet. Wie im Himmel der Maler die Engel zwischen Wolken, schwebten diese zierlichen Huldinnen unter den Blüthen der Gebüsche, oder wiegten sich in anmuthigen Stellungen.

gen, sitzend und gehend, auf den Zweigen derselben. Aller Gewande fielen verhüllend und faltig weit über die Füßchen nieder; und inösesamt alle Gewande weiß und doch mannigfach, wie eröthend, erblauend, ergrünend, in andere Färbung hinüberschillernd. Man konnte ihren Stoff nicht erkennen; es war kein Gewebe; erglich dem Wasser, wenn es, glänzend und beweglich, über dem Felsen, wie ein wehender Schleier, schwebend fällt. Jede Einzelne dieser Jungfrauen war für sich allein so schön, daß ihr nichts in ihrer Eigenthümlichkeit vergleichbar sein könnte; und doch stand in der Mitte derselben die Alpenkönigin, als wäre sie die Alleinschöne. Lilien und Nelken, Tulipanen und Rosen, Veilchen und Aurikeln, Hyazinthen und Dallen, alle einzeln sind bewundernswürdig, und doch prangt im Chor der Blumen die Rose mit einem Zauber, als wäre sie die Alleinbewunderungswürdige.

Erni, vor ihr auf den Knien, rief: „Helva, meine Heilige!“ — Sie antwortete: „Heilig allein ist Gott! Wir sind Werke seiner Hand, wie die Menschen, wenn auch Wesen anderer Art, denn sie. Einst liebte ich unter den Sterblichen zu wandeln, ihnen sichtbar und hilfreich, hier am heiligen See, bis sie das Geschöpf statt des Schöpfers verehrten. Zertrümmere dies Bild, Jüngling, liebe mich, bete Gott an.“

Er zertrümmerte das Bild und sagte: „Wie darf ich dich lieben, du Wesen höherer Art?“ Die Jungfrau antwortete: „Wie die Taube, oder das Lamm, oder der treue Hund den Menschen als ein höheres Wesen liebt: so liebe mich; so darf ich dich lieben. Kannst du es: so folge mir nach in meine Wohnungen und lebe ohne Sünde bei mir. Ich will dir die ewigen Wunder der Allmacht zeigen. Wehe aber, wenn du der Sünde zufällst.“

Hier floß ein Schauer durch Erni's Glieder und er fragte: „Was ist Sünde in deinen Wohnungen?“ — Sie antwortete: „Was sie im Himmel und auf Erden ist, Empörung gegen die

Natur, die da ist Gottesgesetz. Darum waltet in den Gesezen und Kirchen der Menschen des Sündlichen so viel, wegen des Streites mit der Natur; und darum wohnt im Leben der Sterblichen des Leidens so viel. Wenn der Mensch ein Thier auf thierische Weise liebgewinnt, ist er Sünder; und du bist es, wenn du mich menschlich, wie eine menschliche Jungfrau, liebgewinnst; ich warne dich!

„O du Ueberirdische, wie könnt' ich dich anders lieben, denn als eine Göttliche?“ rief Erni: „Nimm mich zu dir. Verlaß mich nicht!“

Da legte sie zärtlich ihre Hände auf seine Achseln, und sprach: „Ich liebe dich ja!“ Und die Begleiterinnen Helva's umringten freudig, wie schwebend in den Lüften, das Paar, und jauchzten mit süßen Stimmen. Helva neigte aber ihr Haupt zum Haupt des seligen Jünglings, ihre Lippen zu seinen Lippen. Er küßte sie zitternd und doch, als wollt' er ihr ganzes Wesen einathmen und eintrinken. Ihr Ruß aber war wie der Seufzer eines lauen Frühlingslüftchens, ein Hauchen gegen das Innere seines Mundes. Es durchdrang ihn, wie ein zweites Leben.

„Folge mir!“ sagte sie und wandelte gegen eine Spalte der Felswand, in die sie glänzend eindrang. Der Hirt von Helisee zögerte einen Augenblick; aber ungewiß, ob seine Gestalt sich gegen die Spalte verdünnerte, oder ob diese sich gegen ihn erweiterte: er fand Raum und folgte ihr, und Alle von der Begleitung der Alpenkönigin, wie er.

Bald ging die nasskalte Bergluft in glänzende Kristallhöhlen auseinander, und von den Höhlen zogen sich Gänge nach allen Richtungen. Man hörte Quellen rauschen mit melodischem Getöse; man sah die hohen Gangwände und Gewölbe von einem prächtigen Geader der Silber-, Gold- und Platina-, der Kupfer- und Zinnflusen durchlaufen. Doch dies Alles erregte Erni's Verwunderung kaum so sehr, als daß Helva und ihre reizenden Gespielinnen hier

nicht mehr klein waren, sondern hohen Jungfrauen vom edelsten Wuchs glichen, ihm an Größe beinah' gleich. Nur wußt' er nicht zu bestimmen, ob sie in dieser Unterwelt höher gewachsen wären, oder er sich zu ihrer niedlichen Kleinheit verjüngt habe, weil jeder vergleichende Maßstab für ihn mangelte.

Als der traumhaft wandernde Zug, wie unter hohen Tempelgewölben von Granit, mit Perlenglanz des Glimmers schimmernd, weiter gekommen war, zitterte Erni neben der Alpenkönigin; denn er fühlte zuweilen unter seinen Sohlen nur Luft, statt des festen Bodens. „Fürchte dich nicht, denn ich bin Helva!“ sagte sie: „Wo die Luft dichter wird, schwimmt zuletzt das Schwere in ihr, als Leichtes, wie im Wasser das Holz!“ Und bei diesen Worten schlang die Schöne des unterirdischen Reichs ihren Arm um ihn, drückte den Jüngling sanft an ihre Brust und hauchte ihm zärtlich ihren Kuß an. „Fürchte dich nicht!“ sagte sie am Ausgang der Felsen, wo sich ein unendlicher Abgrund nach unten und nach oben vor ihnen zeigte: „Wir stehen am hohlen Innern der Erdenwelt!“ Damit drückte sie ihn noch einmal an ihre Brust und stürzte mit ihm in das unempfindbare Leere, in das stille Nichts hinein, wie in einen Nachthimmel. Aber in der Tiefe drunten wie oben in der Höhe funkelten bläuliche, röthliche, weißlichte Lichter, wie Millionen Sterne; es war nicht hell, und doch heiter. Und Helva's Gespielen gaufelten im eigenthümlichen Lichtglanz mit Gesang durch diesen Sternenhimmel, wie wunderbare Meteore. Erni's Herz pochte nicht mehr furchtsam, aber selig, indem er, wie Helva ihn, so er ihren Göttingenleib mit seinem Arm umwunden hielt.

Unerwartet fand sich wieder festes Land. Und wieder traten ihnen Säulenhallen entgegen, hochgewölbt und erleuchtet, als wären sie selber aus Strahlen gebaut. Als man nach geraumer Zeit im weiten Bogengang dahin gekommen war, wo zur Linken und Rechten breite Kristallstraßen ausliefen, sagte Helva: „Siehe,

links führt der Weg zur Wohnung Munggs, meines Bruders; rechts zum Palaste Eigers, meines Bruders; mitten inne mein jungfräuliches Gemach, das dich beherbergen wird. Es ragen unsere ewigen Häuser über die Länder der Menschen hinweg bis zu den Wolken des Himmels; und unsere Dächer sind aus ewigem Eise gebaut. Zieh' nun ein in meine Hallen, o mein sterblicher Liebling; mir hat sie mein Vater errichtet und ausgeschmückt; mein Vater, der Allerregende, Altbewegende; Iol, der Sohn Aethers, Iol, das ewige Licht!"

„So wahr ich lebe!“ unterbrach mich hier der Professor, indem er eine Prise nahm: „So wahr ich lebe, da haben wir eine Mythe, eine schweizerische, so prächtig, wie irgend eine orientalische!“

„Aber schweigen Sie doch!“ rief Tante Martha unwillig: „Da ist von Ihnen recht irdisch ins Heiligthum des Unter- oder Ueberirdischen eingebrochen. Eben jetzt vielleicht kommt das Beste.“

„Ei was,“ schrie Gubert: „das Beste ist überall nicht Farbenprunk der Phantasie, sondern der darin eingekleidete Geist. Hören Sie doch, ein Mythos ersten Ranges, sag' ich! Merken Sie denn nicht Helva's Volk, die Helvetier! Helva, und die Elfen mit ihr, die nordischen Alfa, Berggeister! Das celtische Alp, weiß; Alpen; Helva! Merken Sie denn nicht die Paläste des Geschwisters am Grindelwald und Staubbach? Das Haus der ewigen Jungfrau zwischen Eiger und Mungg. Mönch sagen wir heute, aber ich behaupte, grundsalsch. Der Berg und sein Name bestand früher, als jedes Kloster. Mungg heißt noch heut' im uralten Deutsch der Bergkantone das in der Gletschernähe hausende Murrelthier. Und nicht zu vergessen, Helva, die Tochter des Lichts, des alten Iols, dessen Namen und Säulen heute noch aus der Urzeit der Julierberg Rhätians trägt, des Sonnengottes

vom celtischen Alterthum, des Frühlingsbringers, dem noch heute in vielen Thälern der Alpen und des Jura das Schweizervolk aus alter Sitte entgegenjolt!“

„Ach, Sie machen mich durch Ihre begeisterte Gelahrtheit ganz böse!“ sagte Cölestine verdrossen: „Ich möchte lieber wissen, ob der schöne Erni — — —“

„Die schöne Helva menschlich lieben werde?“ fiel ihr Wunibald lächelnd ins Wort.

„Ich wette,“ schaltete der Professor ein: „Der schöne Rühhirt von Ellisried hat so wenig, als Homers göttlicher Sauhirt von Ithaka, ein Wort aus Plato's Seelen- oder Geisterliebe gekannt.“

„Ich bitte,“ sagte Cölestine zu mir, „erzählen Sie doch weiter; sonst verlier' ich allen Zusammenhang.“

„Ich habe ihn selbst schon verloren,“ antwortete ich: „oder weiß keinen andern, als den zwischen Anfang und Ende, die in dieser Sage, oder Fabel, oder Mythe ziemlich nahe beisammen liegen. Hören Sie also den Beschluß.“

Man erzählt, Erni hab' im Palast der Jungfrau unaussprechliche Seligkeiten genossen; doch Niemand weiß, wie sie beschaffen waren, eben weil sie nicht ausgesprochen werden konnten. Auch soll ihm durch den Anhauch der Alpenkönigin zu seinen fünf Sinnen ein sechster aufgeschlossen worden sein, also, daß er, wohin er sich in der Welt mit seinen Gedanken versetzte, Alles wahrnahm, was daselbst wohnte und geschah. Ihm zeigte Giger, der Bruder Helva's, das Spiel der Stoffe und Kräfte; wie sich unsichtbare Gase in Spathe, Kristallen und Erze verkörpern; zeigte ihm die ungeheuern Seen der Unterwelt, aus welchen die Hunger- und Maibrunnen, wie die unvergänglichen Quellen der Oberwelt rinnen; desgleichen die wundersamen Werkstätten, in denen die Heilwasser

und heißen Quellen bereitet werden, oder die Erdbeben sich entwickeln. Hier war eine andere Welt, eine andere Schöpfungspracht, eine andere Naturgröße, als droben auf der Erdoberfläche. Aber die Schratten und Elfen genossen beide keine gewöhnlichen Speisen. Doch in der Oberwelt, wo sie sich oft ergehen, bedürfen sie anderer Lebensweise und Nahrung. Mungg, der Bruder Helva's, zeigte dem schönen Erni, auf den Giebeln der Gletscher, die Heerden seiner Gemsen, Steinböcke, Murmelthiere, die Nester seiner Steinadler und des übrigen Gewildes der Höhen, die den Schratten und Elfen droben zur Lust und Speise dienen.

Jeden Tag fragte die reizende Alpenkönigin ihren Liebling: „Wie gefällt es dir bei uns?“ Und jeden Tag antwortete er: „O, daß ich ewig bei dir wohnen könnte!“

„Armer Sterblicher,“ sagte sie, „du bist, als unvollkommenes Geschöpf, weit schnellern Veränderungen unterworfen, denn wir, auf höhern Stufen in der Reihe der Wesen. Dein Jahr ist unser Tag. Dein Wohnplatz auf der Erdenrinde draußen, mit allen ihren Ländern und Weltmeeren, allen Paradiesen und Wüsten, ist nur eine kleine Abtheilung unsers eigenen Wohnplatzes, der das Aeußere wie das Innere des Weltballs in sich faßt. Alles ist drinnen wie draußen belebt; Alles ewig in der Stadt der Unendlichkeit; nirgends Tod des Wesenden, weil in Gott kein Tod ist.“

„Ach!“ seufzte Erni: „daß du eine Sterbliche wärest, oder daß ich wäre wie du!“

Helva antwortete ihm: „Dein Wunsch ist menschlich, verwegen, und dünkt mich närrisch. Was würdest du von deinem treuen Haushund sagen, wenn er verlangte, Gott solle dich zu seines Gleichen umschaffen? Und wie das Thier, traumhaft und trübe in seinen Vorstellungen, zum Menschen steht: so steht der Mensch mit seinem Wiß und Scharfsinn, trüb und traumhaft, zu uns. Sein Geist blicke unter sich in die Tiefen der Natur, oder über sich

in das Ueberirdische, überall findet er Dunkelheiten, unentwirrbare Räthsel; und, statt der Erkenntniß, bleibt ihm nur Ahnen und Glauben. Wir aber, wenn wir durch die Abstufungen der Seelen, des Lebens, der Naturkräfte und Stoffe hinunterschauen, erkennen mit Klarheit, und freuen uns des Wissens, wo der Sterbliche nur Ahnung in sich trägt. Doch auch für uns, wenn wir über uns in Glanz und Herrlichkeit des Gottesreichs schauen, bleibt dann nur stilles Ahnen übrig, und auch wir erkennen, wie tief wir dastehen!“

Der schöne Erni verstand von Allem, was sie sagte, keine Silbe; auch bekümmerte ihn das wenig. Er achtete nur auf die lieblichen Bewegungen der Lippen, wenn sie sprach; auf das heilige Erglänzen ihrer Augen; auf das zärtliche Lächeln, welches in ihrem Antlitz, wie sichtbare Seligkeit, wohnte. Dann empfing er sie mit seinen Armen; dann küßte er diese Lippen, diese Augen, dieses Lächeln, und er wußte selbst nicht, wie ihm dabei ward; er wußte nicht, daß er seine Heilige jeden Tag menschlicher liebte. Und wie konnte er anders, der Arme!

Immer wandelte er bei ihr; immer blühte sie reizender vor ihm. Nur jeden Tag eine einzige Stunde entfernte sie sich von ihm, um, wie sie sagte, ein Bad zu nehmen. Dahin durfte er nicht folgen.

Fünf Tage lang zwar überwand er sich, aus Furcht vor Helva's Zorn, sogar nicht einmal an die Badegrotte zu denken. Aber am sechsten Tage versetzte er sich in Gedanken dahin; er war dieser Gedanken und ihrer wilden Sehnsucht nicht länger Meister. „Was ich denke, kann sie nicht wissen!“ meinte er, und: „Denken ist noch keine Missethat!“ setzte er hinzu.

Da fand er sich, wie im Traume, auf dem Weg zur Grotte, und vor derselben einen feuerfarbenen Vorhang; aber durchaus sah er nicht, was hinter demselben vorging. Nun erst bedachte er, daß er mit Hilfe seines sechsten Sinnes zwar alles Irdische, jede

Gegend, jedes Treiben und Thun von Menschen und Thieren gegenwärtig zaubern konnte, aber nie war er fähig, der abwesenden Schratten und Elfen Arbeit und Leben zu beobachten. Das machte ihn nun traurig. Er saß betrübt und still da, als die Alpenkönigin wieder zu ihm trat, liebenswürdiger, denn er sie je gesehen. Sie bemerkte seinen Kummer. Sie fürchtete, ihn quäle Langeweile und Heimweh zu den Menschen. Sie beugte sich lieblosend über ihn nieder, und schmeichelte ihm voll des zärtlichsten Mitleids. Doch diese Liebkosungen, statt die geheime Gluth seines Innern zu löschen, fachten sie nur gewaltiger an.

Und, als Helva am siebenten Tage wieder zur heiligen Grotte gegangen war, vermochte er's nicht länger über sich. Er schlich ihr nach. Er stand an dem feuerfarbenen Vorhang. Er zitterte. Er bewegte die Strahlendecke zurück und sah in das Heiligthum, wo die schöne Helva im Bade saß. Aber dies Bad war nur ein rosenfarbenes Gewölk, in welchem die Jungfrau, zur Hälfte eingetaucht, ihm ihren alabasterweißen Rücken zuehrte, während zwei dienende Elfen einen aus dem Gewölk hervorgestreckten Fuß ihrer Königin küßten. Dies Füßchen, welches er noch nie unter dem langen, faltenreichen Gewande gesehen hatte, war kein gewöhnlicher Mädchenfuß, sondern ging sonderbar, wie ein Fächer, auseinander mit Schwimnhaut und glänzenden Federn.

Die Elfen erblickten den sündigen Sterblichen und schrien voll Grausen laut auf, tauchten ihre Hände in das Rosengewölk und sprengten ihm davon entgegen. Es fuhr ihm in die Augen wie stehende Funken. Er sah nichts mehr. In seiner Blindheit taumelte er mit Entsetzen zurück und her und hin. Um ihn war ein Donner und Toben, als bräche das weite Weltgebäu über seinem Haupte zusammen. Er schwankte zitternd und stürzte endlich nieder. Zum Glück aber fingen ihn zwei Arme auf, und eine rohe Männerstimme sprach: „Taugenichts, wo schwärmst du seit sieben

Jahren herum, und kommst nun, elender denn ein Bettler, nach Ellsried zurück in diesen Kleibern, die versaut und verwest sind?"

„Wer bist du? Ich sehe dich nicht. O ich bin blind!“ rief Erni.

„Ich bin der Bruder deiner Mutter, die vor Gram und Herzeleid vor sechs Jahren gestorben ist.“

Da weinte Erni bitterlich und ließ sich ins Dorf führen. Die Mädchen erkannten den schönen Erni nicht mehr; er glich einem hageren Gespenst. Und wenn er von den außerordentlichen Dingen erzählte, die ihm begegnet waren, wollte man ihm kaum glauben. Er aber seufzte immer den Namen Helva's, verschmähte Speis' und Trank, und starb am dritten Tage mit dem Seufzer: Helva!

„Herr,“ rief der Professor, als ich endete: „Sie müssen, ich beschwöre Sie, diese Sage zu Papier bringen; ich lasse Sie von einem unserer alterthümlichen Landespoeten ins Versmaß der Nibelungen bringen, und werde sie, von einem ästhetisch-philosophisch-mythologisch-philologisch-historischen Kommentar begleitet, in die Lesewelt hinauswerfen.“

„Schön,“ rief Wunibald: „Vereinigen Sie sich beide, ich erbitte mir indessen von Fräulein Gölestine einen Kommentar über die geheimnißschwere Verheißung: „Ich will Ihnen auch recht gut dafür sein.“ Das Dafür hab' ich gegeben!“

„Sehn Sie, sehn Sie!“ rief Gölestine hastig, zeigte mit der einen Hand zum Fenster und ergriff mit der andern ihren Mantel, indem sie zur Thür sprang: „Der Nebel ist verflogen. Die Sonne steht am Untergang!“

Damit war sie zur Thür hinaus; die Tante ihr nach. Wir Andern fanden nichts zweckmäßiger, als ihnen in Wind und Wetter auf die Höhe zu folgen.